

(Nachdruck verboten.)

15]

Der Sumpf.

Roman von Upton Sinclair. Autorisierte Uebersetzung.

Wärme gab's nicht bei den Schlachtbänken. Die Männer hätten ebenso gut draußen arbeiten können. Wärme fand man überhaupt nur wenig in den Gebäuden, außer in den Kochräumen. Und doch waren die Männer, die dort arbeiteten, wohl am schlimmsten dran. Wenn sie sich in einen anderen Raum begeben mußten, gingen sie über die kalten Gänge nur mit dem Hemde bekleidet. An den Schlachtbänken wurden sie mit Blut bespritzt, und dieses Blut fror rasch. Wenn du dich an die Wand lehntest, so frost du dort fest und konntest deine Haut verlieren. Die Männer wickelten ihre Füße in Zeitungspapier und alte Säcke, aber das Blut durchdrang alles und fror. Immer aufs neue sog sich das Blut ein und gefror, und die Männer gingen am Abend mit wahren Elefantensfüßen umher. — Dann und wann, wenn die Aufseher nicht gerade herfahren, tauchten die Männer, um warm zu werden, ihre Füße in die noch rauchenden Tierkörper oder in die Kessel mit heißem Wasser. Das grausamste erduldeten aber alle die, welche mit dem Messer arbeiteten. Sie konnten keine Handschuhe tragen, ihre Arme wurden vor Kälte totenweiß, ihre Hände gefühllos, und dann ereigneten sich Unfälle. Die Luft war mit Dampf von den Kesseln und dem heißen Blut gefüllt, so daß du nicht fünf Schritt weit sehen konntest, und wenn die Männer dann in der rasenden Eile, die an den Schlachtbänken herrschte, umher rannten, alle mit Schlachtmessern, die so scharf wie Rasiermesser waren, in den steifen Händen, dann war es ein wahres Wunder, daß nicht mehr Menschen abgeschlachtet wurden als Vieh.

Und doch — schließlich hätte man noch alles dieses ertragen, wenn man nur einen Platz zum Essen gehabt hätte. Jurgis hatte die Wahl, entweder inmitten des Schmutzes, in dem er gearbeitet, zu essen, oder, wie seine Gefährten, in einen der Schnapsläden zu laufen, welche die Arme nach ihm ausstreckten. In der Ashland-Avenue, westlich von den Höfen, war Laden bei Laden. „Schnapsstraße“ hieß sie deshalb. Nach Norden war die 47. Straße, wo sechs Trinshallen auf ein Häusergeviert kamen, und dazwischen lag „Schnapspunkt“, ein Raum von zwanzig Morgen, auf dem eine Leimfabrik stand — und zweihundert Schnapsläden. Man konnte wählen zwischen „Seiher Bohnensuppe und gekochtem Kohl. Heute!“ „Sauerkraut mit Frankfurter Würstchen! Komm herein!“ „Erbsensuppe und Lammfleisch! Willkommen!“ Alle die Dinge werden in verschiedener Sprache angekündigt, ebenso prangten die Namen der verschiedenen Läden in allerlei Sprachen über dem Eingang. Da war eine „Gemüthliche Ecke“, ein „Heimatlicher Kreis“, ein „Herdstein“, ein „Vergnügungspalast“ und ein „Wunderland“, es gab „Traumschlösser“ und „Liebeswonnen“.

Wie sie aber auch genannt wurden, alle waren „Gewerkschaftsquartiere“ und boten den Arbeitern ein Willkommen. Da fanden sie immer einen warmen Ofen und einen Stuhl und Freunde, mit denen sie lachen und schwätzen konnten. Nur eine Bedingung mußten sie erfüllen: trinken. Erfülltest du diese Pflicht nicht, so wurdest du in kurzer Zeit hinausbefördert, und wenn du dich dem zu widersetzen versuchtest, so könntest du einen zerschlagenen Kopf aus dem Handel dabontragen. Aber alle Männer erfüllten die Bedingung und tranken. Sie waren der Meinung, daß sie dabei etwas umsonst bekämen, denn sie waren nur zu einem Trunk verpflichtet und durften dafür sich an einem guten heißen Essen laben. Bei dem einen Trunk blieb es jedoch nicht immer. Es war doch da sicher ein Freund, der zu einem Trunk einlud und den man dafür sicher wieder freihalten mußte. Oder es kam jemand herein, und so oder so — ein paar Rundtrünke bekommen einem hart arbeitenden Manne immer gut. Wenn er dann zurückging, frost er nicht mehr so arg und hatte zu seiner Arbeit mehr Mut. Die tägliche Einkönigkeit bedrückte ihn weniger, er bekam freundlichere Gedanken über seine Lage. Auf dem Heimwege ergriff ihn wieder das Frösteln, und er mußte deshalb notwendig zwei- oder dreimal einkehren, um sich zu erwärmen. Da waren

dann wieder gute heiße Sachen zu haben, und da er möglicherweise zu spät für das Essen nach Hause kam, so aß er im Wirtshaus. Dann sah seine Frau vergeblich nach ihm aus, frost und mußte sich erwärmen. Vielleicht nahm sie dann auch noch die Kinder mit, und eine ganze Familie ging womöglich am Trinken zugrunde.

Um das Unglück voll zu machen, verließen die Pächter ihre Arbeiter immer mit sogenannten Geldanweisungen. Alle Bitten um bare Münze wiesen sie zurück. Und wo konnte ein Mann eine Anweisung besser wechseln als in einem Schnapsladen? Wo konnte er besser für die Gefälligkeit bezahlen? — Vor alledem war Jurgis durch Ona geschützt. Er trank nie mittags und kam deshalb in den Ruf, ein mürrischer Mensch zu sein. Er war auch durchaus nicht ein willkommener Gast in den Schnapsläden, ging aber direkt nach Hause, nachdem er Ona und Stanislovas abgeholt hatte. Ona setzte er oft in den Wagen. Wenn er heimkam, hatte er Holz, brachte auch einen Sack mit Kohlen auf den Schultern heim. Sein Heim stellte keinen anziehenden Ort dar, wenigstens nicht im Winter; sie hatten einen einzigen kleinen Ofen kaufen können, der aber selbst die Küche beim bittersten Frost nicht erwärmen konnte. Das war hart für Zeta Elzbieta und auch für die Kinder, wenn sie nicht zur Schule gehen konnten. Abends hockten sie rund um den Ofen und aßen ihr Abendbrot. Jurgis und Jonas rauchten eine Pfeife, nachher krochen alle in die Betten, um warm zu werden, nachdem sie das Feuer, um Kohlen zu sparen, gelöscht hatten. Sie machten schreckliche Erfahrungen mit der Kälte. Sie befestigten ihre Kleider an und häuften alle ihre Betten auf sich. Die Kinder schliefen zusammen in einem Bette, und doch konnte niemand warm werden. Die, welche an der Kante des Bettes schliefen, mußten frieren; sie weinten, krochen über die anderen hinweg und versuchten in die Mitte zu kommen, was oft geradezu eine Schlacht hervorrief. Das alte Haus mit dem undichten Dach war sehr verschieden von ihren einstigen Hütten mit den dicken Mauern. Die Kälte kam wie ein lebendes Wesen, wie ein böser Geist ins Zimmer. Wenn sie um Mitternacht aufwachten, und alles um sie dunkel war, so vernahmen sie voll Schreden ein Heulen draußen, oder es war auch totenstill, und das war wohl noch fürchterlicher. Sie konnten es förmlich fühlen, wie die Kälte durch alle Fugen kroch, wie sie mit eisigen Totenfingern nach ihnen griff. Wenn sie sich auch verkrochen, es war vergebens, das grausige Gespenst kam doch, das in den dunklen Höhlen des Schredens geboren war, welche die Qualen der verlorenen Seelen verbergen. Es war entsetzlich! Stunde um Stunde krümmten sie sich unter seinem Griff — aber da war niemand, der ihren Schrei hörte, es gab keine Hilfe für sie, keine Gnade. Und kam der Morgen — dann gingen sie wieder hinaus an ihre harte Arbeit, ein wenig schwächer, ein wenig näher dem Zeitpunkt, da sie ihrerseits von dem Baum des Lebens geschüttelt wurden.

8.

Selbst in diesem tödlichen Winter starb die Hoffnung nicht in ihrem Herzen. — Und für Marija kam in dieser Zeit das große Ereignis ihres Lebens. Ihr Opfer war Lamoszius Kuzleika, welcher die Geige spielte. Jeder lachte über die beiden, denn Lamoszius war klein und mager, und Marija konnte ihn wohl unter den Arm nehmen und forttragen. Vielleicht war es das gerade, was ihn bezaubert hatte. Die Kraft Marijas war für ihn etwas Ueberwältigendes. Bei der Hochzeitsfeier hatte er kaum ein Auge von ihr gelassen, und später, als er erkannte, daß sie das Herz eines Kindes besaß, erschreckte ihre Stimme und ihre Stärke ihn nicht mehr. Er gewöhnte sich daran, Sonntag nachmittags zum Besuch zu kommen. Nur in der Küche konnten Besucher empfangen werden; und sah dann Lamoszius inmitten der Familie, den Hut zwischen den Knien, sprach er nie mehr als sechs Worte und wurde selbst dabei feuerrot. Er saß so, bis Jurgis ihm endlich auf die Schulter klopfte und in seiner treuherzigen Weise sagte: „Nun, Brüderchen, ein Lied!“ Dann leuchtete Lamoszius' Gesicht auf; er nahm seine Fiedel aus dem Kasten und spielte. Und unter dem Spiel flammte seine Seele auf und ward beredt. Beinahe war es unschädlich, wie sein Blick sich dann an Marijas Gesicht festzog, bis sie errötend ihre Augen niederschlug. Es gab keinen Widerstand

gegen Tamoszjus' Musik. Selbst die Kinder saßen still und wie bezaubert, und Zeta Elzbieta weinte. Ein wundervolles Geschenk war es, in die Seelenkammer eines Genies eingelassen zu werden, die Begeisterung und die Kämpfe seines inneren Lebens zu teilen.

Marija empfing noch andere Wohlthaten von seiner Freundschaft, Wohlthaten etwas materiellerer Art. Die Leute bezahlten Tamoszjus gut, wenn er für sie bei festlichen Gelegenheiten spielte. Sie luden ihn aber auch ein, mit ihnen an den Festen teilzunehmen. Sie kannten seine Gutmütigkeit und wußten, er würde zum Tanze spielen, wenn sie's wünschten. Einmal bat er Marija kühnlich, ihn zu einem dieser Feste zu begleiten, und Marija nahm zu seinem Entzücken die Einladung an. Nachher ging er nie ohne Marija, und wenn die Gesellschaft von einem seiner Freunde gegeben war, lud er auch noch die ganze Familie ein.

Jedesmal brachte Marija ihre Taschen voll Kuchen und Butterbröte für die Kinder heim und erzählte ihnen von all den schönen Dingen, die sie verzehrt. Sie brachte bei den Festen fast die ganze Zeit an den Erfrischungstischen zu, weil sie nur mit ganz alten Männern oder Frauen tanzen durfte. Tamoszjus hatte ein leicht erhitztes Temperament und war von einer rasenden Eifersucht. Jeder unverheiratete Mann, der es wagte, den Arm um Marijas Taille zu schlingen, brachte sicher das Orchester aus dem Takt. Die Hoffnung auf diese sonntäglichen Zerstreungen bedeuteten etwas großes für jemanden, der die ganze Woche schwer zu arbeiten hatte. Die Familie war zu arm und abgearbeitet, um viel Bekanntschaften zu machen. In Padingtown kannten die Leute gewöhnlich nur ihre nächsten Nachbarn und Kaufleute. Jetzt aber gab es in der Familie ein Mitglied, das instande war, ihren Horizont zu erweitern. Die ganze Woche konnte man über die neuen Bekanntschaften Marijas sprechen — wie sie gekleidet waren, und wo sie arbeiteten, was sie verdienten, und in wen sie verliebt waren; wie ein Mann sein Mädchen betrüge, wie sie mit einem anderen Mädchen Streit bekommen, und was zwischen ihnen geschehen war; auch wie ein anderer Mann seine Frau schlug und ihren Verdienst vertranke, ja ihre Kleider verlor. — Gewisse Leute würden solche Reden als Klatsch bezeichnet haben, aber — man spricht doch über das, was man hört.

Die Hochzeit war für den Frühling geplant und das Oberstübchen als künftige Wohnung für das Paar bestimmt. Tamoszjus verdiente viel, allmählich zahlte die Familie ihre Schulden bei Marija ab. So würde sie bald genug in ihrem Besitz haben, um das neue Leben beginnen zu können. In ihrer überschießenden Gutherzigkeit bestand sie aber darauf, einen Teil ihres Geldes für Dinge anzulegen, die in der Familie gerade gebraucht wurden. Marija war die Kapitalistin der Familie, denn sie war mit der Zeit eine geschickte Büchsenmalerin geworden, sie bekam 14 Cents für 110 Büchsen und konnte zwei Büchsen in einer Minute bemalen. Marija hatte das feste Gefühl, daß sie die Hand im Glückstropf hatte, die ganze Nachbarschaft war erfüllt von ihrer lauten Freude.

Ihre Freunde schüttelten die Köpfe und warnten sie, nicht übermütig zu werden. Man konnte nicht immer sicher auf das Glück rechnen; es konnte immer etwas dazwischen kommen. Marija aber war nicht niederzudrücken und fuhr fort, Pläne zu machen und von alle den Schätzen zu träumen; mit denen sie ihr Heim schmücken wollte. Und — als der Schlag doch kam, war ihr Jammer gar traurig anzusehen.

Die Büchsenfabrik schloß ihre Pforten!

Marija hätte eher daran geglaubt, daß die Sonne nie mehr scheinen werde. Das Etablissement war ihr immer wie etwas erschienen, das hoch über allen Zufälligkeiten stand. Nun war es auf einmal geschlossen. Und niemand gab eine Erklärung dazu. Nicht einmal eine Warnung war vorausgegangen. Eines Sonnabends stand die Ankündigung an den Wänden. Alle Arbeiter sollten am Nachmittag ausbezahlt werden. Mindestens für einen Monat sollten sie keine Arbeit haben. Das war alles, — und Marijas Verdienst hatte damit ein Ende genommen.

„Die Festtage sind vorüber,“ erklärten die anderen Mädchen auf Marijas Frage, „danach gibt's immer flauere Zeit.“ Zuweilen setzten die Fabriken für einige Zeit die Arbeiter auf halben Lohn, doch bestimmtes ließ sich nicht sagen; vielleicht blieb die Fabrik auch bis zum Sommer geschlossen. Die Aussichten waren schlecht; der Kutscher, welcher mit auf dem Lager arbeitete, hatte gesagt, die Büchsen seien auf dem Boden haufenweise aufgespeichert und kein weiterer

Raum sei aufzutreiben. Auch drei Viertel der männlichen Arbeiter hatten ihre Kündigung erhalten, das galt für ein noch schlimmeres Zeichen — es waren keine Aufträge mehr da. Es wäre ja der reine Schwindel — das Büchsenmalen — sagten die Mädchen. Da wäre man ja halb verrückt vor Freude, wenn man zwölf oder vierzehn Dollar hätte und die Hälfte sparen könne. Nachher müsse man alles Ersparnis wieder ausgeben — so bekäme man im Grunde nur die Hälfte der Löhnung.

Marija kam heim, und da sie nicht ohne Angst vor heftigen Ausbrüchen stillsitzend konnte, so nahm sie zuerst eine gründliche Hausreinigung vor. Nachher begab sie sich auf die Suche nach Arbeit, um die Scharte auszuwischen. Da aber alle Büchsenfabriken geschlossen waren und alle Arbeiterinnen dieser Fabriken Stellung suchten, so war es kein Wunder, daß Marija nichts fand. Sie versuchte es in den Läden und Schankstuben; als auch diese Versuche fehlschlügen, wanderte sie hinüber in die entfernteren Regionen am See, wo die reichen Leute in großen Palästen wohnten, und bettelte dort um Arbeit, die von einer Person, die kein Englisch verstand, getan werden konnte, doch sie fand nichts.

Auch die Männer an den Schlachtbänken fühlten die Wirkungen des Ereignisses, das Marija arbeitslos gemacht hatte, wenn auch in anderer Weise — in einer Weise, die Jurgis endlich die tiefe Verbitterung der Leute verständlich machte. Die großen Pächter ließen die Arbeiter nicht fallen und schlossen ihre Etablissements nicht, wie es die Büchsenfabriken konnten, aber sie richteten kürzere und immer kürzere Arbeitsstunden ein. Stetig beorderten sie die Männer um sieben Uhr morgens an die Schlachtbänke, obgleich fast nie etwas zu tun war, bis die Verkäufer in den Höfen einen Handel abgeschlossen hatten und einige Kinder mit der Bahn gekommen waren. Oft wurde es zehn oder elf Uhr, was schlimm genug war. Jetzt aber, in der flauen Zeit, hatten sie absolut nichts bis zum späten Nachmittag zu tun, und dann mußten sie — bei zwanzig Grad unter Null — umherlungern. Zuerst sah man sie, um sich warm zu halten, wie toll umherrennen, oder sie spielten einander Pöffen. Aber ehe der Tag sich neigte, froren sie durch und durch und fühlten sich wie zer schlagen. Wenn das Vieh dann endlich ankam, waren sie dicht vor dem faktischen Erfrieren, und jede Bewegung bereitete ihnen Schmerzen. Das Arbeitsfeld aber ward trotzdem plötzlich ein Bild der Geschäftigkeit, und die Geheerei begann.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Vom Trinkwasser.

Die Notwendigkeit, zu jeder Zeit über eine hinreichende Menge guten Wassers zu verfügen, ist schon in den ältesten Zeiten erkannt worden; den wissenschaftlichen Nachweis dafür haben aber erst unsere Tage geführt. Man weiß, daß die fürchterlichsten ansteckenden Krankheiten — in erster Linie Typhus und Cholera — am häufigsten durch das Trinkwasser übertragen werden. Man weiß auch, daß die Gesundheit der einzelnen Individuen, wie die ganzer Völker zur Vorbedingung die sofortige Zerstörung aller Gärungsherde hat, in denen die Mikroben sich rasch vermehren, und daß die strenge Keinsichtigkeit, die diese Zerstörung verlangt, nur dadurch erreicht werden kann, daß man das Wasser in den Häusern wie in den Städten reichlich verwendet. Diese neuen Kenntnisse haben die Hygieniker zu viel strengeren Anforderungen hinsichtlich der Qualität des Wassers veranlaßt. Früher begnügte man sich meist mit dessen gutem Aussehen und höchstens einer chemischen Analyse. Heute untersucht man es außerdem nach etwaigen Mikroben.

Die Trinkwasser sind von sehr verschiedener Herkunft. Nach ihren hygienischen Eigenschaften bilden sie zwei genau unterscheidene Gruppen: die fließenden und die stagnierenden Wasser. Die ersteren stammen aus Flüssen, Bächen und Quellen, die sie speisen. Die anderen sind den großen, natürlichen Reservoirs entnommen, die sich in den Depressionen des Bodens, den Seen und den Teichen bilden. Das Wasser der Brunnen gehört zu dieser Kategorie. Endlich verwendet man an verschiedenen Orten Wasser aus Mangel an besseren das Regenwasser, das man in Zisternen sammelt.

Die fließenden Gewässer sind die besten, und unter ihnen verdienen die Quellwasser den Vorzug. Sie sind klar, frisch, angenehm zu trinken und von vollkommener Reinheit, wenn sie an ihrem Durchbruchpunkte sorgfältig abgefangen oder geschöpft werden. Nichts ist verlockender als das durchsichtige Wasser kleiner Quellen, die man im Walde findet, und die sich in der Vertiefung der Felsen und im Schutze großer Bäume verbergen. Dennoch haben sie nicht die ideale Reinheit jener, die im Boden selbst geschöpft werden, weil sie die Berührung mit der Luft erfahren haben und

Dem Staub und den Insekten ausgesetzt sind. Der Reichtum der Quellwasser variiert nach der Natur der geologischen Lagen, die sie durchquert haben, bevor sie an der Oberfläche des Bodens herborstraten. Die aus Granitboden kommenden enthalten nur wenig, die aus Kalksteinlagen reichliche Mineralbestandteile.

Nicht alle Quellwasser sind von guter Beschaffenheit; diejenigen, die in der Ebene emporquellen, sind mit einem Ueberfluß an organischen Stoffen belastet. Diejenigen, die Gipsbänke durchzogen haben, sind derartig gipsig, daß man sie nicht trinken kann, und die aus torfhaltigem Boden haben einen so widerlichen Geruch, daß man sie instinktiv zurückweist. Man kann also nicht alle Quellwasser ohne Prüfung akzeptieren, aber dennoch haben sie im allgemeinen einen unbestreitbaren Vorzug vor allen anderen, den nämlich, keine Mikroben zu enthalten, da es genügt, daß Wasser eine Erdlage von 2 Meter Tiefe durchzieht, um von jenen vollständig befreit zu werden.

Wasser, das aus Flüssen und Bächen stammt, hat bei weitem nicht die gleichen Eigenschaften. Seine Zusammensetzung variiert ebenso wie seine Temperatur und Klarheit. Geseist von anderen kleinen Bächen, Gieß- und Wildbächen oder der Schnee- und Eisschmelze, wechselt es seine Natur, je nachdem das eine oder das andere dieser Elemente vorherrscht. Auf einem Boden von veränderlicher Zusammensetzung fließend, gibt es ihm Mineralstoffe ab oder entnimmt solche; es nimmt alles auf, was ihm der Wind zuträgt, alles, was die an seinem Ufer wachsenden Pflanzen oder die Fabriken, die es treibt, ihm zutommen lassen. Da es endlich durch Städte fließt, so nimmt es allerhand Abfälle auf. Flüsse, die von den Gletschern herkommen, sehen ihre Wassermasse sich vermehren und ihren Reichtum an Mineralstoffen auf das Minimum herabsinken, zur Zeit der Schneeschmelze. Bei den von kleinen Wasserläufen gespeisten Flüssen ist es umgekehrt: sie sind an Mineralsalzen während der Sommerhitze reicher als zu der Zeit des Herbst- und Winterregens.

Flüsse, bei denen Ueberschwemmungen üblich sind, und die dann die benachbarten Felder bedecken, nehmen, wenn sie in ihr Bett zurückkehren, bedeutende Mengen vegetabilischer Erde und Trümmer aller Art mit sich. Diese Stoffe setzen sich nur langsam ab; in Vorbeugung mit dem Wasser der Gironde angestellte Untersuchungen haben ergeben, daß mehr als 8 Tage nötig waren, ehe in den Reservoirs wieder die gewünschte Klarheit eintrat. Jener Schlamm ist ein großes Hindernis für die künstliche Reinigung des Wassers, weil er die Poren der Abzugskanäle und Filter verstopft. Immerhin sind die Fremdstoffe, die die Flüsse auf ihrem Durchzug durch die Felder wegführen können, bei weitem nicht so gefährlich als diejenigen, die sie in den Städten erhalten.

Die stagnierenden Gewässer können nur dann als Trinkwasser betrachtet werden, wenn sie in großen Massen, in Seen, wie denen der Schweiz und Nordamerikas, versammelt werden. Diese geräumigen Reservoirs werden durch die Schmelze des Schnees, der Gletscher und durch die Regenmassen gespeist, die in den Gebirgen herabfallen. Die Gletscher schmelzen an ihrer Basis; diese wird durch die Erdwärme, die PreSSION und Reibungen erhitzt. Die pulverisierten Trümmer vermischen sich mit dem fließenden Wasser und trüben es; aber wenn sie in die Seen fallen, so lagern sie sich nach und nach in deren Tiefen ab, und die Wasser dieser großen Reservoirs sind klar und hell. Man kann ihnen nur ihre sehr geringe Mineralisation vorwerfen; sie sind ebenso arm an Salzen wie die Gletscher und Schneemassen, die sie herabgebracht haben. Sie schließen auch nur eine sehr geringe Quantität an organischen Stoffen ein; aber sie können Mikroben enthalten. Die Oberfläche des Sees wird durch die Winde aufgewühlt; die hinzuströmenden Bäche sind auf dem Wege verunreinigt worden, und sie erhalten die Abfälle der großen, an ihren Ufern gelegenen Städte. Ihr Wasser kann niemals die Reinheit des Quellwassers haben.

Das Wasser der Teiche und Sümpfe ist das ungeeignetste Trinkwasser, wenn man ihm überhaupt diesen Namen geben darf. Es muß schon die absolute Unmöglichkeit bestehen, sich besseres zu beschaffen, um es als Getränk zu gebrauchen. Am Senegal trinkt man Sumpfwasser, in Bengalen das künstliche Seen, die man auf Schritt und Tritt findet, in Tunis trinken Eingeborene Wasser aus Sümpfen, in denen ihre Herden gewaschen sind, ihre Frauen die Wäsche reinigen und oft das gebrauchte Haushaltungswasser gießen. Natürlich wimmeln diese Wasser von Infusorien und Mikroben, aber die Eingeborenen denken nicht daran, es vorher zu filtrieren oder zu kochen.

Große Vorsicht sollte auch gebraucht werden, wenn man gewässungen ist, Brunnenwasser zu trinken. In Afrika bilden Brunnen das einzige Mittel, sich Wasser zu verschaffen, und jeder kennt ihre Bedeutung in der Wüste. Das Wasser der Brunnen ist in den Städten gefährlich, weil sie häufig Beimischungen erhalten aus Gruben, die nach Guldünken in der Nachbarschaft angelegt werden. Auf dem Lande werden die Brunnen vielfach auf den Guldhöfen gegraben, neben der Düngersstätte, auf die man alle möglichen Abfälle wirft. Sie erhalten so direkt deren Abflüsse. Das Brunnenwasser ist im allgemeinen zu sehr von Mineralsalzen und unorganischen Stoffen belastet. Vorsicht ist ihm gegenüber sehr am Platze.

Die artesischen Brunnen haben mit dem gewöhnlichen Brunnen die Analogie des Namens gemeinsam. Ihr Wasser stammt aus tiefen Quellen, denen man durch eine künstliche Bohrung einen Ausgang verschafft. Sie sind selten trinkbar. Ihre hohe Temperatur, ihre Mineralisation nähern sie den Thermalwassern. Sie haben wie diese zum Ursprung die großen unterirdischen Wasserschichten, die durch geologische Lagerungen sich ziehen, und die man erst erreichen kann, wenn man in Tiefen von 500 bis 600 Meter dringt.

Das Regenwasser ist das einzige Süßmittel einer großen Anzahl von Oertlichkeiten. Man trank in Venedig kein anderes, bevor man das Wasser der Brenta dorthin leitete. In Nordafrika ist es noch heute das einzige Wasser, das man besitzt. Man kennt die alten Cisternen Karthagos, diejenigen Konstantinopels und die großartigen Arbeiten, die die Engländer in Aken ausgeführt haben, um den in diesem Lande so seltenen Regen zu sammeln. Das Wasser, das man sich solcherweise verschafft, ist nicht so rein, wie man annehmen sollte. Wenn der Regen herabfällt, so wäscht er gleichsam die Atmosphäre aus; er fñhrt mit sich Gase, Staub und Mikroben; er entzieht ihr sehr geringe Quantitäten Kohlenstoff, Spuren von Seesalz und Glauberzsalz. Nach den Wirbelstürmen in Senegal rñdet das in Strömen herabfallende Wasser die Strohhüte. Regen, der über die Dächer fließt, reißt mit allen Schmutz, den man dort antrifft, oft sogar Krankheitsstoffe, die von den Bewohnern der Mansarden nur zu häufig mit anderen Stoffen in die Dachrinnen geworfen sind. Daher sollte die Vorschrift Beachtung finden, das während der ersten Minuten herabfließende Wasser verloren gehen zu lassen.

Sind dagegen die Cisternen gut gebaut, tief in den Boden eingegraben und immer bedeckt, so erhält sich das Wasser und kann mit der Zeit von guter Beschaffenheit werden, weil die Mikroorganismen in der Frische und in dem Dunkel der Reservoirs sterben. Auf ähnliche Weise reinigte man früher das Wasser in den Fässern, die an Bord der Schiffe genommen wurden. In der ersten Zeit war es ekelhaft und sein Genuß konnte leicht Krankheiten hervorrufen. Aber schließlich wurde es klar und geruchlos. Die Matrosen pflegten zu sagen, „daß das Wasser an Bord dreimal verfäult sein müsse, ehe es gut werde.“ —

J. Wiese.

Kleines feuilleton.

st. Hochzeitsbräuche in Syrien. Interessante Mitteilungen über Hochzeitsbräuche in Syrien machte in Vastians „Zeitschrift für Ethnologie“ Dr. J. G. Wegstein. Danach sind die ersten sieben Tage nach seiner Hochzeit die schönste Zeit im Leben des syrischen Landmannes. In diesen Tagen spielt er mit seiner jungen Frau die Rolle von König und Königin, und beide werden von ihrer Ortschaft und den geladenen Nachbargemeinden als solche behandelt und bedient. Die größeren Dorfhochzeiten fallen in den Monat März, den schönsten des syrischen Jahres, der deshalb adar („Fruchtmonat“) genannt wird (wie er auch im Kalender der Juden heißt). Da die Winterregen vorüber sind, werden die Hochzeiten im Freien gefeiert. Bräutigam und Braut erwachen am Tage nach der Hochzeit als König und Königin. Frühzeitig empfangen sie in ihren Feierkleidern den Obmann der Brautführer, der ihr Minister (wezt) heißt und ihnen einen Morgenimbisß reicht. Dann holt er mit den Brautführern die sogenannte „Drehtafel“ vom Häckelspeicher, während deren Transport ein Lied gesungen wird. Diese, aus Klanten gezimmert, wird auf ein Gerüst von reichlich zwei Ellen Höhe gelegt, mit Teppichen und Kissen geschmückt und so zum Thronisitz für das Paar hergerichtet. Nach der feierlichen Einholung und Inthronisierung des jungen Paares beginnen die siebentägigen Festlichkeiten zu Ehren desselben. Den Anfang macht ein von Gesang begleiteter Tanz. Den Inhalt des Gesanges bildet der „Was“, so heißt die Schilderung der körperlichen Vorzüge des Paares und seines Schmuckes. Während der ganzen Woche sind die beiden „Majestäten“ hochzeitlich gepudert, dürfen nichts arbeiten, habe für nichts zu sorgen und schämen vom Ehrensitze herab den vor ihnen aufgeführten Spielen zu, sich selbst nur spärlich daran beteiligend.

Damit hat Wegstein erstmals den Schlüssel geliefert zum richtigen Verständnis des „Hohenliedes“, dieser Perle erotischer Lyrik im Alten Testament. Bekanntlich war dasselbe als Bestandteil der „heiligen Schrift“ jüdischen und christlichen Theologen so anstößig, daß es von den ersten als Wechselgesang zwischen Gott und Israel, von letzteren zwischen Christus und der Kirche gedeutet wurde (wie ähnlich von moslemitischen Theologen die entzündenden Liebeslieder des Persers Hafis). Aber auch moderne Bibelforscher zerbrachen sich die Köpfe über den Sinn dieses farbenglühenden, poetischen Blütenstrausses von heraufstehendem Duft, da es nicht gelingen wollte, einen Zusammenhang herzustellen. Dem Leser der Mitteilung Wegsteins nun muß es wie Schuppen von den Augen fallen, wie Professor E. Kauffsch schreibt („Die Poesie und die poetischen Bücher des A. T.“), daß „mit dem König und seiner bräutlichen Geliebten im „Hohenlied“ kein historisches Paar gemeint ist, sondern allgemein ein Brautpaar in der ersten Woche nach der Hochzeit, zu dessen Preis solche Lieder angestimmt werden.“

Der durchschlagende Beweis für die Richtigkeit dieser Deutung, führt Kauffsch aus, liegt in der weiteren Mitteilung über den „Schwerttanz“ der Braut am Abend des Hochzeitstages selbst, samt dem dazu gehörigen Wasf über die persönlichen Reize der Braut, wie ein solcher im 7. Kapitel des Hohenlieds vorliegt, der sich deutlich als Tanzlied kennzeichnet. Zweimal hatte Wegstein Gelegenheit, einem solchen Schwerttanz beizuwohnen, und er schildert (in der „Zeitschrift der Deutsch-morgenländischen Gesellschaft“) das Bild der Tänzerin, ihr wallendes dunkles Haar, ihre erst-ebliche Haltung, das niedergebogene Auge, die anmutigen Bewegungen, den raschen und sicheren Tritt der winzigen nackten Füße, die blitzartigen Schwingungen der

Klinge, das strenge Einhalten des Taktes, obgleich der Gesang des den Bass singenden Solisten allmählich schneller und der Tanz leidenschaftlicher wurde; sodann den Ring, der je hälftig von Männern und von Frauen gebildet wird, die den Takt mit einem Schwanken des Oberkörpers und leisen Zusammenklagen der vor der Brust aufwärts gerichteten Hände begleiten. Die ganze Szene wird von Feuern beleuchtet.

Wegstein berichtet noch über einen Schwerttanz besonderer Art zur Hochzeit der Tochter eines Scheichs (Stammesoberhaupt). Diese hatte an ihrem Hochzeitstag erklärt, sie werde den Schwerttanz nur nach einem Lied tanzen, das von dem berühmten Dichter Quasim et Ohinn eigens für sie gedichtet sei. Flugs wurde ein reitender Bote zu dem eine Meile entfernt wohnenden Dichter gesendet. Er steckte Schreibzeug und Papier in den Gürtel, besitzte seinen Esel und dachtete unterwegs. Bei seiner Ankunft brannten schon die Feuer auf dem Anger, die Hochzeitsgäste erwarteten und die Tänzerin, im Brautschmuck mit der Klinge in der Hand, stand bereit. Da nicht mehr Zeit war, das Gedicht einüben zu lassen, machte Quasim selbst den Vorsänger. Nach Beendigung des Tanzes nahm die Braut den Kopfschmuck ab, widmete Münzen im Werte von etwa 80 Talern hinein und warf ihn dem Dichter zu, ein reiches Honorar, denn der Kopfschmuck einer vornehmen syrischen Braut ist kostbar. Die Braut ließ sich das Gedicht ausliefern. Später gelangte Wegstein in den Besitz des Wortlautes. Jedermann, sagt Kaustsch, muß erstauern, in welchem Grade die prächtigen Verse denselben Geist atmen wie der Braut-Bass im 7. Kapitel des Hohenliedes. —

Theater.

Schillertheater. „Die rote Robe.“ Schauspiel in vier Akten von Eugène Brieux. Das Stück, das vor Jahren in der „Freien Volksbühne“ die erste Berliner Aufführung erlebte, hat in dem Schillertheater seine alte Schlagkraft bewahrt. Man spürte, wie das Publikum mitging. Das Drama ist die schärfste gegen die mit äußerer Korrektheit großtunende bürgerliche Justiz gerichtete Satire, die wohl niemals über die Bühne ging, dabei Satire, die einen ganz einfachen, politisch und sozial vollkommen neutralen Fall herausgreift, also vom Schlimmsten, von der Vereinfachung des richterlichen Urteils durch Massenlump und Klassen-gegenstände noch gar nicht spricht. Brieux erzielt eine um so stärkere Wirkung, da er, wenn auch vielleicht nicht durchgehend im Weiwert, so doch in der Schilderung des gegen den angebliehen Mörder angestregten Gerichtsverfahrens, selbst jeden Schein der Uebertreibung meidet und alles sich unter Wahrung jener äußeren Korrektheit vollziehen läßt. Rouzon, der Untersuchungsrichter, der einen Unschuldigen ans Messer liefert, würde, über sein Verhalten zur Rede gestellt, mit dem Brustton gekränkter Ehrlichkeit entgegen, daß er im besten Glauben gehandelt. Daß dieser Glaube, seine vor-gefasste Meinung, zugleich die Karte war, auf die er setzte, um in der Beförderung das große Los zu ziehen, daß er aus dem Instinkt seines Interesses alles, was seine Hypothese hätte erschüttern können, von vornherein für Lüge und Erfindung ansah, dem, was dafür sprach, aber zwingende Beweiskraft beimaß und in diesem inneren Sinne ein bestochener Richter war, — wer will es ihm beweisen? Der Typus dieses glatten, kalten Strebertums kam in Spiele Erich Ziegels plastisch zum Ausdruck. Wie er im zweiten Akte, dem Gipfel und Brennpunkte des Dramas, brutal gewaltfam den Entlastungszeugen einschüchtert, wie er dem Angeklagten im Kreuzverhör die Schlinge um den Hals wirft, in der Maske eines wieder-männlich gutmütigen Veraters ihm das Geständnis abzuladen sucht und dann dasselbe niederträchtige hinterlistige Spiel mit besserem Erfolge bei der Frau des Angeklagten wiederholt — das war glänzend gemacht, ohne jede Spur outzierender Absichtlichkeit und dennoch aufreißend im höchsten Maße. Für die kleinen Rollen der würdigen richterlichen Kollegenschaft wie des großmächtigen Parlamentariers war gut gesorgt. Einfach und sympathisch gab Leopold Thurner den Staatsanwalt Bagret, der den Mut findet, offen und ehrlich seinen Irrtum vor den Geschworenen einzugestehen. Eine Leistung voller Kraft und Leidenschaft bot Anna Feldhammers Panetta, namentlich in den Szenen des zweiten Aktes. Ein eindrucksvoller Maske stellte Richard Wirth den ange-klagten Wasserbauer dar. —

Technisches.

ie. Elektrische Schneepost. Das in der Rohrpost ver-
wirklichte Prinzip einer massiven Beförderung von Briefschaften hat sich durch seinen Erfolg ein dauerndes Bürgerrecht unter den technischen Vorkehrungen der Großstädte erobert, kann aber möglicherweise doch noch zu einer weit größeren Zukunft entwickelt werden. Es handelt sich dabei hauptsächlich um die Frage, ob rohrpostähnliche Anlagen auch auf größere Entfernungen ausgedehnt und vielleicht auch noch für größere Geschwindigkeiten eingerichtet werden können. Rohrposten gibt es vorläufig nur innerhalb großer Städte für den Ortverkehr und zu einer erhöhten Tage. Es liegt auf der Hand, daß die Anwendung einer solchen Briefbeförderung auf große Abstände, also auch zwischen verschiedenen Städten, eine ganz neue Note in unser Verkehrswesen hineinbringen würde. Die ersten Versuche zu einer Verwirklichung dieses Gedankens sind von einer in Paris gegründeten Gesellschaft getan worden. Der „Elektrotechnische Anzeiger“ beschäftigt sich mit dieser Neuheit, die durch den Bau einer Versuchsstrecke bereits die Bahn der Praxis beschritten hat. Für die

Zukunft will die Pariser Gesellschaft elektrische Bahnpostver-
bindungen zwischen den größeren Städten Frankreichs ohne häufige Zwischenstationen herstellen. Als Fahrge-
schwindigkeit sind 250 Kilometer pro Stunde, als Laderaum der automatisch laufenden Express-
wagen etwa 2 Kubikmeter und als Nutzlast an Briefen und anderen weniger umfangreichen Postfächern etwa 1 Zentner angenommen worden. Der Bahnkörper, auf dem diese Beförderung vor sich gehen soll, muß selbstverständlich von allen anderen Verkehrswegen ab-
geschlossen und dem Publikum unzugänglich sein, was entweder durch eine Hoch- oder durch eine Tunnelbahn geschehen kann. Für ihre Versuchsstrecke hat die Gesellschaft den zweiten Weg eingeschlagen. Der von ihr gebaute Tunnel mißt 8 Quadratmeter im Querschnitt und enthält zwei Gleise übereinander. Für die Hin- und Rückfahrt auf den Zwischenstationen gibt es Abzweigungen mit Weichen. Der Betrieb der Versuchsstrecke wird durch elektrischen Drehstrom erfolgen, und zwar so, daß die höchste Geschwindigkeit möglichst schnell erreicht wird. Die Fahrzeuge werden als zweirädrige Wagen hergestellt, die sich auf einer unteren Lauffläche bewegen und außer-
dem durch Gleitrollen an einer Führungsschiene halt finden. Die Wagen bestehen im übrigen aus einem Mittelraum für die Nutzlast und weiteren Räumen für die Motoren und Vorrichtungen zum Bremsen und Schmieren. Vorn und hinten ist die Form der Wagen zwecks Verminderung des Luftwiderstandes zugespitzt. Das Wagen-
gestell besteht ganz aus Eisen. Die Motoren sind an dem Wagen-
gestell durch Hebel aufgehängt, die um eine zur Fahrtrichtung senk-
rechte Achse schwingen. Die Stromzuführung erfolgt durch eine Oberleitung, die Bremsung durch Frechluft, außerdem durch künstliche Erhöhung des Luftwiderstands, indem nach den Seiten auf dem vorderen Ende Flügel zum Windfang herausgestreckt werden. Diese Einrichtung kann das Fahrzeug nach Ausschaltung des Stromes in einer Minute und auf eine Entfernung von etwa drei Kilometern zum Stehen bringen, soll jedoch nur nebenbei zur Anwendung kommen, damit durch die ausschließliche Benutzung der Schienen-
bremse nicht eine zu starke Abnutzung des Materials an Rädern und Schienen erfolgt. —

Humoristisches.

— Schwere Aufgabe. Großnecht: „Warum steht denn heut' der Bauer den ganzen Vormittag vor'm Spiegel?“ Bäuerin: „Er is zum Bürgermeister g'wählt wor'n und geht heut' zum erstenmal in d' Sitzung — da übt er halt a geistreich's G'sicht ein!“ —
— Aus dem Examen. Professor der Chemie: „In welcher Verbindung löst sich Gold am raschesten auf?“ Kandidat: „In der ehelichen!“ —
— Gewissenhaft. Hotelier (zum neu engagierten Kellner): „... Und nachher noch eins! Wenn Sie den Gästen Speisen servieren, dann machen Sie nicht so große Schritte — das paßt nicht zu unsern kleinen Portionen!“ —
(„Fliegende Blätter.“)

Notizen.

— Die Eröffnung des Neuen Schauspielhauses am Rollendorplatz ist auf nächste Woche verschoben worden. —
— „Merlin“, Drama von Gustav Renner, ist die nächste Novität des Schauspielhauses. —
— Frau Sophie Lehmann-Engel gibt ihr erstes Konzert in dieser Saison am 29. Oktober in der Sing-
akademie. Mitwirkender ist Herr Kammermusiker E. Brill. —
— Einen starken Erfolg hatte im Elberfelder Stadt-Theater die Tendenztragödie „Agrarier“ von Stoffel. —
— Oskar Blumenthals Lustspiel „Das Glas-
haus“ wurde im Wiener Burg-Theater abgelehnt. —
— Einen Achtungserfolg errang sich im Hamburger Thalia-Theater das Schauspiel „Der Häßliche“ von Reichenbach. —
— Im Leipziger Stadt-Theater fiel „Der Bräutigam wider Willen“ von Otto Julius Bierbaum durch. —
— „Thummelsumen“, Komödie von Gustav Wied, hatte im Stadt-Theater zu Altona Erfolg. —
— Gabriele d'Annunzios neue Tragödie „Das Schiff“ soll Mitte Dezember in Rom aufgeführt werden. —
— Gestorben ist der kunstsinnige Gustav Laeverenz in München. —
— Der Damphussee bei Kopenhagen ist plötzlich verschwunden. Das Kopenhagener Wasserwerk hatte in der Nähe des Sees Bohrungen vornehmen lassen, die vermutlich die Ursache der auffallenden Erscheinung sind. —
— Das längste Kabel der Erde verbindet San Francisco und Manila auf den Philippinen. Die Gesamtlänge des Kabels, das in Tiefen zwischen 4000 und 9633 Meter verlegt ist, beträgt 14 140 Kilometer. —